

ULRICH HOFFMANN

**DAS
KLEINE HAUS
DER**
Weisheit

Eine Geschichte über
leise Glücksmomente
und große Liebe

HERDER The logo for Herder's 45th anniversary, featuring a large, stylized '4' and a smaller '5' that is partially enclosed within the bottom curve of the '4'.

FREIBURG · BASEL · WIEN

© 2026 Ulrich Hoffmann
© 2026 Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau

Verlag Herder GmbH
Hermann-Herder-Str. 4
79104 Freiburg im Breisgau
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Montasser Medienagentur, München.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Cordula Schmidt Design Hamburg,
Cordula Schmidt & Anke Behrends
Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03799-3
ISBN EPUB 978-3-451-84208-5

Für Carolin:
All the rules of logic don't apply.

VORWORT

Die Geschichte, die ich hier erzähle, ist wahr. Denn sie ist meine Geschichte. Wenn ich sie heute jemandem berichte, klingt sie manchmal sonderbar. Fast so, als hätte ich mir manches davon nur eingebildet. Aber das habe ich nicht.

Es war nur ein Wochenende. Ein paar Tage an der Nordsee, auf einer kleinen Hallig, in einer Unterkunft, die abgelegener liegt, als ich es mir vorgestellt hatte. Und doch war es am Ende mehr als ein Wochenende. Es war eine dieser Reisen, von denen man zuerst glaubt, sie seien nur eine Unterbrechung. Und später merkt, dass etwas in einem längst begonnen hatte, sich zu verschieben.

Damals war ich nicht unglücklich. Im Gegenteil. Ich war verheiratet, ich mochte mein Leben, und nach außen betrachtet gab es keinen besonderen Grund, etwas zu hinterfragen. Fabienne und ich hatten ein gutes Leben. Ich liebte sie. Sie liebte mich. Wir waren glücklich. Und trotzdem fuhr ich an jenem Tag allein mit dem Zug Richtung Nordseeküste. Ich dachte, ich würde einfach nur für ein paar Tage ans Meer fahren. Ich ahnte nicht, dass ich dort Menschen begegnen würde, die mir Fragen stellten, über die ich noch nie ernsthaft nachgedacht hatte.

Wenn ich heute an dieses Wochenende zurückdenke, sehe ich nicht zuerst große Erkenntnisse. Ich sehe Gras im Wind. Den Himmel über dem Watt. Ich rieche Tee und Salz. Ich höre Oles Stimme und Helenas Lachen. Und ich erinnere mich an das seltsame Gefühl, dass etwas in mir stiller wurde und gerade dadurch hörbarer. Manches, was ich dort verstanden habe, kam ganz beiläufig zu mir. Zwischen einer Mahlzeit und einem Spaziergang. Zwischen Schwei-

gen und einem Gespräch. Zwischen Dingen, die unscheinbar wirkten und gerade deshalb etwas in Bewegung brachten.

Vielleicht ist das überhaupt das Merkwürdige am Leben: dass die Dinge, die uns wirklich verändern, oft nicht laut auftreten. Sie stehen nicht im Kalender. Sie drängen sich nicht auf. Manchmal sind sie einfach plötzlich da – in einem Blick, in einer Frage, in einem Ort, an dem man nie geplant hatte, sich selbst zu begegnen. Und manchmal hängen in einem abgelegenen Reethus wichtige Fragen zwischen Urlaubsfotos an einer Wäscheleine.

Ich hatte Verständnis. Natürlich hatte ich Verständnis dafür. Aber eigentlich, wenn ich ehrlich gewesen wäre, nicht wirklich.

Fabienne hätte bei mir sein sollen, aber sie war es nicht. Immer wieder zog ich die Tickets aus meiner Innentasche und betrachtete sie: Nikolas Herzog, Fabienne Lehmann. Fabienne hatte bei der Hochzeit meinen Nachnamen angenommen. Doch wir waren noch nicht dazu gekommen, ihren Personalausweis zu erneuern, weshalb wir bei Buchungen weiterhin ihren Geburtsnamen angaben. Mit dem Finger fuhr ich über die Buchstaben vor mir. Wir hatten uns sehr auf das lange Wochenende gefreut. Am Samstag war unser erster Hochzeitstag. Die letzten Monate waren anstrengend gewesen. Der Winter kalt, und wir hatten beide viel gearbeitet. Wir sehnten uns nach Nähe, nach Zeit füreinander. *Ich* sehnte mich danach.

Ich steckte die Tickets zurück in meine Innentasche. Schaute zum Fenster hinaus. Weiden, Schafe, Felder. Flaches Land. Der Zug ruckte einmal, dann ging die Fahrt gleichmäßig weiter. In einer halben Stunde würde ich ein kleines Städtchen an der Küste erreichen, von dem aus ich mit der Fähre an mein Ziel gelangen würde. Die Vibration wanderte durch die Sitzlehne bis zwischen meine Schulterblätter. Ich versuchte, mich von ihr beruhigen zu lassen, aber es gelang mir nicht.

Mit einem Zischen öffnete sich die Tür zwischen den Waggons. Die Kontrolleurin scannte mein Ticket.

Natürlich konnte ich verstehen, warum Fabienne nicht hatte mitkommen können. Sie war mit ihren 35 Jahren be-

reits Strategieberaterin in einer namhaften Unternehmensberatung. Sehr gut, sehr ambitioniert. Gestern Abend hatte ihr Chef angerufen: Ein Kollege war erkrankt, jemand musste am Freitag zu einem wichtigen Kunden nach Madrid, Montag den Bericht liefern. Eine große Chance für sie. Selbstverständlich war ich damit einverstanden gewesen, dass wir nachfeierten. Wir hatten schließlich noch viele Hochzeitstage vor uns.

„Aber du fährst!“, hatte sie entschieden. Die Fahrkarten und die Übernachtungen waren nicht stornierbar. „Mach dir ein paar schöne Tage! Du liebst doch das Meer und die Weite!“ Und ich hatte genickt. Klar, so war es am vernünftigsten. Warum das ganze Geld wegwerfen? Dann hätte ich nur zu Hause rumgesessen und sie vermisst. So würde ich durchatmen, mir den Wind um die Nase wehen lassen, auftanken, und erholt nach Hause zurückkehren. „Geh ins Spa, lass dich massieren, genieß die Auszeit!“

Aber wenn das so vernünftig war, warum war ich dann so traurig? Irritiert bemerkte ich, dass ich schon wieder die Tickets hervorgezogen hatte und auf ihren Namen starrte. Ich seufzte leise, steckte die Fahrkarten weg und startete den Podcast, den ich für den Weg herausgesucht hatte.

„*Schwimmende Träume* nannte Friesendichter Theodor Storm die Halligen. Die winzigen Eilande im nordfriesischen Wattenmeer gehören seit 2009 zum Weltnaturerbe. Es sind Marschinseln, die nicht oder nur durch eine Steinkante vor dem Wasser geschützt sind. Deshalb werden sie regelmäßig überspült. Das geschieht am häufigsten bei den Sturmfluten im Herbst, ist aber auch zu anderen Jahreszeiten möglich. Damit die *Halliglüüd* keine nassen Füße bekommen, stehen ihre Häuser auf sogenannten Warften. Das sind künstlich aufgeschüttete Sandhügel.“

Ich pausierte den Podcast und ließ die gerade gehörte Information in mir nachschwingen. Die Halligen waren flache Erhebungen, nur wenige Meter über dem Meeresspiegel. Zwei oder drei von ihnen, das wusste ich, waren unbewohnt und den Zugvögeln und Robben vorbehalten. Auf den übrigen hatten Menschen sich niedergelassen, oft schon vor Jahrhunderten. Die ersten Siedlungen stammten aus dem Mittelalter. Immer wieder wurden die Bauten vom Meer zerstört, immer wieder errichteten die Menschen sie neu.

Ich war in Münster aufgewachsen, hatte dann die Ausbildung zum Restaurator in Dresden absolviert und wenig später meine Stelle in der Hamburger Kunsthalle angetreten. In meiner Kindheit und Jugend waren wir des Öfteren auf den ostfriesischen oder den Holland vorgelagerten Inseln gewesen. Und als Erwachsener hatte ich natürlich auch einmal Sylt besucht, ein Junggesellenabschied. Auch auf den beiden Ostseeeinseln Fehmarn und Rügen war ich schon gewesen. Doch die Halligen zählten noch immer zu meinen Traumzielen, und ich hatte mich sehr darauf gefreut, sie das erste Mal gemeinsam mit meiner Frau zu sehen.

Ich schaltete den Podcast wieder ein. „Bei Sturmflut und Orkanböen bis zu zwölf Windstärken – über hundert Stundenkilometern – flüchten die Halligbewohner notfalls in den Schutzraum. Seit der großen Sturmflut von 1962 ist ein solcher Raum in Stahlbetonbauweise für alle Hallighäuser verpflichtend. Auf die eine oder andere Weise berücksichtigt die Architektur aller Bauten auf den Halligen die Natur und ihre Kraft. So ist zum Beispiel die Hooger Halligkirche auf Sand gebaut. Eindringendes Wasser kann dann nach einem Landunter schnell wieder ablaufen.“

Ich schüttelte den Kopf. Die Halligen mussten wunderschön sein. Anders war es nicht zu erklären, dass Menschen

solche Strapazen auf sich nehmen. Die Fotos, die ich gesehen hatte, sprachen ebenfalls dafür: ein endloser Horizont, mehr Himmel als irgendwo sonst. Wiesen, Schafe, ein paar Menschen. Hier war die Welt noch in Ordnung. Zeit und Raum nahmen eine andere Form an, schienen weicher und sanfter zu werden. Es war, als würde das Meer bei allem mitreden.

Vielleicht, dachte ich bei mir, muss man sich den Berg, auf dem man leben möchte, eben selbst errichten. Vielleicht heißt zu leben nicht, das Beste aus dem zu machen, was uns widerfährt. Sondern ganz im Gegenteil: auf die innere Stimme zu hören und sich genau dort niederzulassen und genau so zu leben, wo und wie man will:



**„Warte nicht auf das richtige Leben –
bau es dir selbst!“**

Ich war überrascht, wie sehr es mich schmerzte, dass Fabienne nicht hier war. Aber sie hatte schließlich einen guten Grund. Und schon Montag würde ich sie wiedersehen. Ich versuchte, die Verstimmung abzuschütteln. Mit Vernunft, Rationalität, guten Argumenten und einiger Entschlossenheit ließen sich Gefühle doch wohl am besten managen.

Das Reethus hatte Spitzenbewertungen. Und wir hatten die Option „All Inclusive+“ gebucht. Ich würde mir ein Glas Champagner gönnen und mich in den Badewannenschaum sinken lassen. Während die Kohlensäure in meinem Glas perlte, würde ich durch das Panoramafenster über eine Wiese und den dahinterliegenden Strand auf das Watt schauen.

Danach vielleicht eine Massage. Ich war fest entschlossen, das Wochenende zu genießen. Als würden sich Erholung und Genuss genauso erarbeiten lassen wie die richtige Lasur-Mischung für eine Retusche, in meinem Fall, oder eine von Fabiannes Präsentationen.

Immer wieder blickte ich auf die Uhr, um sicherzustellen, dass ich meinen Anschluss erreichte. Bei der Buchung des Tickets war ich mehrfach darauf hingewiesen worden, dass die Abfahrtszeiten sich nach den Gezeiten richteten. Verpasste ich meine Fähre, müsste ich bis zum nächsten Morgen warten. Ich war ein Mann von 42 Jahren, aber Reisen machten mich unangemessen nervös.

Wir erreichten den Bahnhof. Ich nahm meinen kleinen Koffer und trat hinaus auf den Bahnsteig. Es war Frühling und die Felder leuchteten bereits grün. Das Licht war heller als in Hamburg, klarer. Doch der Wind vom Meer war kühler als erwartet. Er drängte sich durch jede Lücke, als prüfte er, ob ich ihm würde standhalten können. Ein zarter Duft nach Salz lag in der Luft und machte die Nase wach. Ich konnte nicht sagen, warum, aber ich fühlte mich aufgefangen und geborgen. Hoffnungsvoll.

Ich folgte den Hinweisschildern zur Fähre. Es gab zwei Anleger. An dem einen lag ein kleines Boot. Normalerweise bin ich sehr sorgfältig und aufmerksam. Bis heute weiß ich nicht sicher, wie es dazu kam, dass ich auf dem falschen Anleger wartete. Ja, ich hatte eine größere Fähre erwartet, keine Nusschale, aber das allein reicht nicht als Erklärung.

Jedenfalls ließ ich mich auf einer Bank in der Mitte des Anlegers nieder. Ich öffnete den Reißverschluss meines Rollkoffers und zog die Windjacke heraus. Dann sah ich zu, wie zwei Passagiere das kleine Boot bestiegen und es ablegte. Klatschend schlug ein nasses Tau auf das Deck. Mit einem

lauten Blubbern erwachte der Dieselmotor zum Leben. Eine stinkige Wolke zog in meine Richtung und ich musste husten. Ich sah dem Boot hinterher. Schaute auf die Uhr. Meine Fähre hatte Verspätung. Das Seil am Fahnenmast zwischen den Anlegern schlug in unregelmäßigen Abständen immer wieder klackend gegen das Metall. Das Geräusch machte mich nervös. Ich wartete. Eine Möwe landete am Ende des Ablegers, legte den Kopf schief, musterte mich. Zuerst genoss ich die Ruhe. Doch nach zehn Minuten wurde ich unruhig. Ich stand auf, ging den Anleger auf und ab. Suchte nach einem Fahrplan, einer Uhr. Sah zum Horizont. Wo war meine Fähre? Nach zwanzig Minuten nahm ich meinen Koffer und machte mich auf die Suche nach der Auskunft, dem Ticketschalter, einem Menschen. Fiel meine Verbindung aus? Wie würde ich dann auf die Hallig kommen? Am Steg würde ich keine Antwort finden.

Auf der Landseite der Fähranleger stand ein kleines Haus. Ich war auf dem Weg vom Bahnhof daran vorbeigegangen, hatte es aber nicht wirklich wahrgenommen. Nun ging ich darauf zu, umrundete es. Keine Fenster, die Tür geschlossen. Vermutlich ein Lagerraum, vielleicht befanden sich auch Strom- oder Netzwerkverbindungen darin. Ich ging weiter zurück Richtung Bahnsteig. Eine einfache Trasse verlief parallel zum Ufer von Nord nach Süd. Zwei Bänke, eine davon in einem Unterstand, der notdürftig vor Wind und Regen schützte. Ein Fahrscheinautomat. Weit und breit kein Mensch zu sehen.

Ich zog mein Ticket für die Überfahrt hervor. Es wehte mir beinahe aus der Hand. Langsam ging mir der Wind auf die Nerven. Ich zog meinen Koffer hinter mir her zu dem Unterstand. Dort setzte ich mich und zog mein Handy heraus. Ich wählte die Hotline des Fährbetriebs. Mein Knie

wippte, als hätte es einen eigenen Takt, unabhängig von allem, was ich mir einredete.

Meine Fähre habe vor dreißig Minuten pünktlich abgelegt. Vom linken Ableger. Vom linken, nicht vom rechten. Die nächste ginge morgen. Das Ticket behielt seine Gültigkeit.

Ich schloss die Augen. Das konnte doch nicht wahr sein. Ich hatte meine Überfahrt verpasst, jetzt saß ich hier fest. Ich spürte, wie sich Panik in meinem Brustkorb ausbreitete, mein Hals war wie zugeschnürt. Weit und breit kein Haus, ganz zu schweigen von einem Hotel. Ich zwang mich, die Augen zu öffnen. Die Konturen der Felder lösten sich auf. Was sollte ich tun?

Auf einmal fragte eine tiefe, raue Stimme: „Tee?“ Ich schrak zusammen. Neben mir auf der Bank saß ein Mann. Er hielt eine Thermoskanne in der einen Hand, in der anderen einen Becher, aus dem Dampf aufstieg. Ich starrte ihn an. „Siehst aus, als hätts’te ’nen Geist gesehen“, sagte der Mann. Seine Stimme klang, als hätte er das halbe Leben im Wind verbracht. Ruhig, aber mit einigen Körnchen Sand im Unterton.

„Ich ... äh ...“, stammelte ich.

„Fähre verpasst?“, fragte er.

Ich nickte. Zögernd streckte ich die Hände aus und nahm den Becher entgegen. Wärmte erst meine Finger daran, dann nahm ich einen Schluck. Es schmeckte nach Kräutern und etwas Süßem. Ich war dankbar. Die Flüssigkeit tat mir gut. Langsam kam ich wieder zu mir, die Angst ebte ab.

